



Dieter Baacke

Die 6- bis 12-Jährigen

Einführung in die Probleme
des Kindesalters

BELTZ JUVENTA

Dieter Baacke
Die 6- bis 12-Jährigen

Dieter Baacke

Die 6- bis 12-Jährigen

Einführung in die Probleme
des Kindesalters

BELTZ JUVENTA

Der Autor

Prof. Dr. Dieter Baacke (1934-1999) lehrte Pädagogik an der Universität Bielefeld.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-3807-1 Print
ISBN 978-3-7799-4840-7 E-Book (PDF)

© 1999 Beltz Verlag, Weinheim und Basel
© 2018 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Hannelore Molitor
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autoren und Titeln finden Sie unter:
www.beltz.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
1. Kinder, Kindheit, Lebenswelten	15
Erinnerungen an die Kindheit	15
Wohnen und Erleben – Spielen – Arbeiten – Schule – Grenzerfahrungen (Tod) – Fremde Kulturen – Ein Diskursuniversum der Kindheit – Struktur und Variation	
Die 6- bis 12jährigen: <i>eine</i> Altersgruppe?	56
Das unbekannte Kind	
Entwicklung der Kindheit	64
Entstehung der Kindheit nach Ariès – Gendarstellung: de Mause, Psychohistorie – Erziehung als „Zivilisierung“? – Erziehung als Kompetenzzuschreibung – Kindheit als Figuration	
Vergesellschaftung der Kindheit	92
Konsumkindheit – Medienkindheit – Medien- kindheit und Konsumkindheit – Aufhebung der Kindheit? – Verrechtlichung der Kindheit – Gegenwirkungen	
Die Welt wächst: Der sozialökologische Ansatz	106
Vier sozialökologische Zonen – Zwei Welten – Faszination von Orten – Die Straße – Kinder, nicht ernstgenommen – Veränderte Tageszeiten	
Zwischen Selbstverfügung und Angewiesensein	143

2. Entwicklung: Theorien und Übersichten	149
Reifung, Entwicklung – Entwicklungstheorien	
Piaget, Erikson	158
Entwicklung als Aufgabe – Kritik der Entwicklungspsychologie	
3. Dimensionen der Entwicklung	173
Wahrnehmung	173
Motorik	177
Intelligenz, Denkfähigkeit.	179
Das Lernen des Lernens	
Kreativität und Phantasie	189
Phantasie – Ästhetische Erfahrungen im visuellen Bereich	
Sprache	198
Interaction-Acquisition-Device – Enactive, Iconic, Symbolic Representation	
Emotionalität	207
Träume der Kinder	
Sexualität.	217
Geschlechtsneugier und Erotik im Kindesalter	
Moral.	225
Prosoziales Verhalten	235
Geschlechtsunterschiede.	240
4. Kinderwelten	247
Familienkinder	248
Zwei Szenen „en famille“ – Erziehungslust, Erziehungslast – Mutter, Vater, Eltern, Geschwister – Öffnung, Ablösung	
Schulkinder	272
In die Schule kommen – Schule: ein Ausschnitt – Die Schule überleben	

Medienkindheit	287
Orte und Medien als Wirkungszusammenhang –	
Sich ändernde Medienwelten –	
Medienalltag heute: Fernsehen im Mittelpunkt –	
Mediennutzung und Familie –	
Lesen: Rückzug und Welterschließung –	
Sozialisation durch Werbung, Sponsoring –	
Die neuen Welten der Vernetzung	
Unter Gleichaltrigen	330
Die Straße – Kinderfreundschaften –	
Abgrenzungen, Außenseiter	
5. Behinderungen und Störungen	355
Klassifikationen, Übersichten, Daten –	
Verschärfungen – Problematische Reaktionen –	
Behandlungsmodelle – Sozialökologisches	
Konzept	
6. Pädagogisches Nachdenken	385
Ambivalenzen des Erziehens –	
Pädagogische Laien, pädagogische Fachleute –	
Bedürfnisse, Entwicklungsaufgaben,	
Ich des Kindes – Pädagogik, Erziehung:	
Das kompetente Kind	
Literatur	409
Sachregister	429

Vorwort zur ersten Auflage

Nach dem Band „Die 13- bis 18jährigen“, der sich mit *Jugendlichen* beschäftigt, folgt nun der Band „Die 6- bis 12jährigen“, der den *Kindern* gewidmet ist. Auch hier war es mein Bestreben, die unterschiedlichen Aussagen und Wissensbestände von Entwicklungspsychologie, Psychoanalyse, Medizin, Geschichte sowie neuer interdisziplinärer Ansätze („Lebenswelt“-Analyse, Sozialökologie, Sozialpolitik usf.) unter *pädagogischen* Gesichtspunkten zusammenzufügen. Es gibt inzwischen eine Fülle wissenschaftlichen Wissens über Kinder; das Wesentliche davon darzustellen habe ich mich bemüht. In der Überzeugung jedoch, daß Wissenschaft nicht das verstellen darf, womit sie sich beschäftigt, habe ich, gleichsam ergänzend, immer wieder *erzählende* Texte, Beschreibungen und Schilderungen eingefügt, um Daten lebendig werden zu lassen, notwendig abstrahierende Aussagen in ein Stück Kinderwirklichkeit einzukleiden. Unser Wissen wäre eher schädlich, würden wir nicht immer wieder bemüht sein, es an die *Ganzheit* kindlicher Existenz heranzuführen. Nicht nur die Wissenschaften trennen sich ja nach Aspekten und Verfahrenswesen, sondern, ihnen teilweise folgend, auch die pädagogischen Einsichten und Handlungen: Wir reden von „Problemkindern“, „Schulkindern“, „Kindern in der Familie“, und wir sprechen von „Medien- oder Fernsehkindheit“, um Beispiele zu nennen. Indem wir *etwas* herausheben, schotten wir vieles andere ab; was wir dann häufig sehen, sind nicht die Kinder, sondern ihre begrifflichen, für den pädagogischen Zugriff geordneten Schatten. Ein Buch kann selbstverständlich nicht den Umgang mit Kindern ersetzen; es kann aber, gebunden an die Diskursivität von Sprache, doch den Versuch machen, Kinder und Kindheit vor dem Raster unserer derzeitigen Kenntnisse soweit *verstehbar* zu machen, daß der Umgang mit Kindern angemessener, das meint: pädagogisch unbe-

fangener wird. So möchte das Buch zwar einerseits ein Beitrag sein für eine wissenschaftlich zu diskutierende integrierte Sicht auf das „Thema“ Kinder; es möchte andererseits und vor allem aber auch denen, die mit Kindern zu tun haben: Eltern, Lehrern, Erziehern etwa, eine Hilfe sein bei ihrer pädagogischen Arbeit mit Kindern. Daß auch diese ihre Grenze haben, ist eine der nicht unwichtigen Thesen dieses Buches.

Einige Hinweise: Inhaltsverzeichnis und Sachregister sollen helfen, den Text dem zu erschließen, der ihm nicht systematisch folgen möchte. Alle fremdsprachigen Zitate sind vom Autor stillschweigend übersetzt worden. Eckige Klammern enthalten meist Erläuterungen von Begriffen und stellen in jedem Fall Zusätze des Autors dar. Längere Zitate sind dann petit gesetzt und vom durchlaufenden Schriftbild abgehoben, wenn Text und Zitat zueinander im Verhältnis von Argument und Illustration, Erzählung und Interpretation o.ä. stehen; sind Zitate tragender Bestandteil der Argumentation des Textes selbst, sind sie in das durchlaufende Schriftbild eingefügt.

Vielen ist zu danken. Neben Kolleginnen und Kollegen, Autorinnen und Autoren, von denen ich lernen durfte, danke ich den Kindern Axel, Dennis, Insa, Marco und Rieke, die mich die These von der „Unverfügbarkeit der Kinder“ haben finden lassen. Ein Manuskript hat viele Helfer. Christine Radde hat das umfängliche Manuskript geschrieben und in seiner Entstehung beaufsichtigt; Ingrid Volkmer und Dorothee Meister haben immer dann geholfen, wenn es etwas aufzufinden, durchzusehen oder zu überprüfen galt. Ihnen sei besonders herzlich gedankt. Dank auch an Olaf Schwencke und sein Studio in der rue du Temple, Paris, mitten im Marais – dort, wo Kinder und Katzen noch zugelassen sind. Ich habe das Konzept dieses Buches dort entworfen und im Frühjahr 1984, ein Jahr später, das abschließende Sachverzeichnis erstellt. Vergessen möchte ich schließlich auch nicht die Mitarbeiter des Beltz Verlags, die aus dem Manuskript ein Buch werden ließen. Ich hoffe, daß von diesem der von mir gewünschte Gebrauch gemacht wird.

Dieter Baacke

Vorwort zur 4. Auflage

Nicht nur die Aufmachung dieser neuen Auflage hat sich geändert; sie ist auch auf Druckfehler durchgesehen worden und enthält vor allem an mehreren Stellen wichtige Zusätze und Aktualisierungen. Auch das Literaturverzeichnis ist erheblich umfangreicher geworden, so daß es jetzt den Weg in die Fachdiskussion und zu Möglichkeiten der Vertiefung noch umfassender erschließt.

Insgesamt hat die Durchsicht ergeben, daß die Welt der 6- bis 12jährigen zwar stabiler ist als die der Jugendlichen, aber seit der ersten Auflage dieses Buches in einigen Bereichen (vor allem Medien, Kindheit) doch Veränderungen unterworfen ist, die registriert werden müssen.

Zu danken ist Gudrun Gornick und Claudia Wegener, die bei der Erstellung der neuen Manuskript-Vorlage zuverlässig mitgearbeitet haben. Ich hoffe, daß die Leser dem (leider) auch umfänglicher gewordenen Buch brauchbare Informationen und Überlegungen entnehmen können, die sie auch für den eigenen Umgang mit Kindern fruchtbar machen können.

Dieter Baacke

Vorwort zur Taschenbuchausgabe

Eine zwischenzeitlich immer wieder notwendige Durchsicht des Textes hat eine gründliche Überarbeitung und wiederum Erweiterung notwendig gemacht. Einerseits war für mich bemerkenswert, wie stabil manche Erkenntnisse und damit verbundene Interpretationen gerade für den hier behandelten Zeitraum der mittleren und späteren Kindheit (der 6- bis 12jährigen eben) sind; andererseits hat der soziale Wandel an etlichen Stellen Aktualisierungen, aber auch Neuaufnahmen notwendig werden lassen. So konnte relativ wenig Text als inzwischen überholt gestrichen werden. Hinzugekommen sind ausführlichere und neuere Darstellungen vor allem zur Medienkindheit; auch die Verweise auf Schule und Schulwelt wurden erweitert. Die neue Literatur wurde aufgenommen und auch im Literaturverzeichnis verarbeitet. Vor allem das Kompetenztheorem und das Bild des „kompetenten Kindes“ mußte ausführlicher als bisher erörtert und dargestellt werden. Dieses Neufassen des Erziehungskonzeptes ist ohne Zweifel der veränderten Kindheit um die zweite Jahrtausendwende geschuldet, die auch Kinder anders werden läßt. Historische Rückblicke – und ergänzend jetzt auch kulturvergleichende Aspekte – sind bewährt und ergänzt, weil es den Lesern und Leserinnen auf diese Weise am ehesten gelingen mag, auch selbst die Veränderungen einzuschätzen, in denen Kinder heute leben. So ist trotz einiger Streichungen der Text wieder umfänglicher geworden, aber dadurch natürlich auch vieldimensionierter und reichhaltiger. So mag das Buch bei der Begegnung mit Kindern und ihrer Kindheit weiterhin nützlich und hilfreich sein sowohl für Reflexionen wie pädagogisches Handeln.

Zu danken ist diesmal insbesondere Renate Hillenkötter, die das Manuskript mustergültig betreute, und Katrin Leigers, die bei der Erstellung des Manuskriptes wieder wichtige

Hilfsdienste leistete. Besonders danken möchte ich auch meinen Schülerinnen Anke Hildebrandt und Kristina Schrottka, die sich mit mir auf das Abenteuer von Kindern, Medien und Internet eingelassen haben, mit fruchtbaren Anregungen für beide Seiten.

Das neue Layout des Buches zeigt deutlich, daß es weiter und wieder um Kinder geht, aber die Welt der Kinder sich ebenso wandelt, wie diese selbst es tun.

Dieter Baacke
Juli 1999

1. Kinder, Kindheit, Lebenswelten

Erinnerungen an die Kindheit

Wer Bücher über Kinder liest, ist selbst kein Kind mehr, hat aber (meist) mit ihnen zu tun: als Mutter oder Vater, als Erzieher, Sozialpädagoge oder Lehrer. Es gibt auch ein vermitteltes Interesse: das des Forschers, der Bücher *über* Kinder schreibt und darum die Bücher seiner Kollegen liest, um aus ihnen zu lernen, zu zitieren oder – häufiger – sich von ihnen zu unterscheiden und abzusetzen. Das Resultat solcher Bemühungen ist im glücklichen Falle eine Aussage von begrenzter Reichweite, im Rahmen einer Theorie gewonnen und primär auf diese hin überprüfbar. Solches Wissen ist notwendig; freilich stellt es nur selten eine Hilfe bei der Annäherung an den eigentlichen Gegenstand der Betrachtung dar, die Kinder.

Ein unvermitteltes Medium für eine solche Annäherung ist unser *Gedächtnis*. In ihm sind Erinnerungen, mehr oder weniger farbig und intensiv, an die eigene, zurückliegende Kindheit aufbewahrt. Daß die Tage der Kindheit „golden“ und von relativer Sorglosigkeit bestimmt seien (in *Goethes Götze* heißt es: „Glückliches Kind! Das kein Übel kennt, als wenn die Suppe lang ausbleibt.“), kann dabei nur der behaupten, dem Nuancierungen verlorengegangen sind und der andere Welten nach denen bemißt, die ihn *jetzt* in Anspruch nehmen mit ihren Gewichtigkeiten und Forderungen. Auch die Erinnerung faßt Kindheit nur im defizienten Modus ihrer gewesenen Gegenwart – wie könnten wir es uns sonst allzuoft erlauben, Kinderfragen als lästig, Kinderkummer als oberflächlich und eigentlich belanglos, Kindertätigkeiten als allenfalls belustigend oder Hoffnungen für die Zukunft machend aufzufassen? Am verständlichsten sind uns Kinder, wenn sie

eine Freude, einen Schmerz mit uns teilen; und gerade dann sind wir am wenigsten geneigt, sie zu beobachten oder sogar pädagogisch zu beurteilen. Doch so unzuverlässig unsere Erinnerungen und Einschätzungen sind, so wichtig sind sie – neben der *Beobachtung* von Kindern und dem täglichen *Umgang* mit ihnen – für eine Erschließung kindlicher Lebenswelten, und das vor allem aus zwei Gründen, wie ich meine: Zum einen stellen sie uns ganzheitliche Situationen und Handlungen vor Augen, reduzieren die Wahrnehmung nicht durch die Verengung auf methodisch überprüfbare Fälle; zum andern wissen wir spätestens seit *Freud*, daß der Mensch, der wir nun sind, in sanften Metamorphosen aus dem Kind hervorgegangen ist, das wir waren: Wir sind sensibel geworden für die Bedeutung von Kindheit. Erinnerungen erschließen nicht nur den Werdegang eigener Subjektivität. Natürlich ist diese eingelagert in Zeiten, Tendenzen, Lebensklimata. Nicht zuletzt darum ist jede Erinnerung von jeder anderen verschieden (wie jeder Mensch auf seiner Einmaligkeit insistieren darf), abgesehen davon, daß es ein *thematisches Arsenal* gibt, in dem noch so unterschiedliche Kindheiten sich wiederfinden. Dazu gehören (auswahlweise): das Wohnen und Erleben; das Spielen; das Arbeiten; die Schule; das „Besondere“. Vor allem anderen stehen natürlich die Menschen, zuerst die Eltern. Immer wieder bemühen wir uns, sie zu charakterisieren und zu beschreiben sowie ihren erzieherischen Einfluß auf uns abzuwägen. Im folgenden wähle ich einige Texte aus Autobiographien aus, die Kindheiten im Zeitraum zwischen 1700 und 1900 darstellen. Zu dem Abstand, den die Erzähler selbst von ihrer Kindheit haben, gesellt sich der zeitliche, den wir von den Erzählern als erwachsenen, sich erinnernden Personen haben. Diese leichte Überfremdung hat den Zweck, die relative Nähe eigener Erinnerungen an der relativen Ferne anderer zu messen unter der Frage: Was eigentlich schließt Kindheiten zusammen, was unterscheidet sie? Ich verzichte dabei auf die Schilderung der Eltern und anderer wichtiger Bezugspersonen, weil diese nicht in Beschreibungen und Situationen aufgeht, sondern allenthalben das erzählerische Gewebe durchzieht. Um *Beziehungen* und ihrer Bedeutung gerecht zu werden, müßte man die Texte ganz lesen. Ich beschränke

mich auf *Situationen der Kindheit*, gerechtfertigt durch die Tatsache, daß diese häufig wie in einer Nuß die *Welt* von Kindheit evozieren helfen.¹

Wohnen und Erleben

„Zum Verständnisse aber dessen, was ich hierüber [s.c. wichtige Bildungseinflüsse in der häuslichen Umgebung] mitzuteilen habe, muß ich die Leser auf etwas aufmerksam machen, was nicht jedem derselben bekannt sein möchte. Die Werkstatt eines Schmieds in einer Dorfgemeinde vertritt die Stelle eines Casino in den Städten. Der Bauer kommt nämlich nicht nur dann in die Schmiede, wenn er etwas zu bestellen oder das Bestellte abzuholen hat, sondern auch dann, wenn er, was in der Welt Neues vorgeht, hören möchte. Denn er weiß, daß der Schmied von den Fuhrleuten zuerst erfährt, was ihnen auf ihren größeren oder kleineren Geschäftsreisen vorgekommen ist. In unserer Gemeinde aber hatten viele Bauern dem Fuhrwerk sich zugewendet, seitdem die Josephinischen Verordnungen das Loos des Landmanns verbessert, und seitdem sich in der Gemeinde die Industrie bedeutend gehoben hatte. Dieselbe befaßt sich namentlich mit der Bleicherei der Garne und Linnen, wozu die Lage des Orts besonders geeignet war. Derselbe lag nämlich an einem bedeutenden Gebirgswasser, an dessen Ufern zu beiden Seiten sich die schönsten Wiesenplätze befanden. So ergab sich allmählig ein lebhafter Verkehr zwischen der Hauptstadt des Landes und unserer Gemeinde, der nicht ohne Einfluß auf die Gedankenwelt derselben blieb. Sowohl die Handels- als die Fuhrleute brachten allerlei Schriften, die sie für geringes Geld von den hausirenden Juden kauften, von Prag nach der Heimat. Und diese Schriften wanderten dann von Hand zu Hand, von Haus zu Haus. So erzählte mir später mein Vater, daß ein Fuhrmann zu ihm in die Werkstatt getreten sei mit der Anrede: „Schmied, wisset Ihr was Neues? Wir brauchen nicht mehr zur Beichte zu gehen.“ Und auf die Frage des Vaters, woher er diese Neuigkeit habe, gestand er ihm, daß er eine Bibel von Prag mitgebracht habe, in der das stehe. Mein Vater bewog ihn, diese Bibel ihm auf einige Zeit zu leihen. Und es befand sich, daß es eine Bibel mit einem Commentare unter dem Texte war, welcher Commentar aber von keinem Katholiken herrührte.

Bei diesem Vorfalle wie bei vielen andern Vorfällen kam es nun oft zu gewaltigen Debatten, und es war ein Glück für uns und die Andern, daß der

1 Aus praktischen Gründen zitiere ich die Texte nach: I. Hardach-Pinke/ G. Hardach (Hrsg.): *Kinderalltag. Deutsche Kindheiten in Selbstzeugnissen 1700 bis 1900*. Reinbek 1981. Das Buch endet mit einer Bibliographie der herangezogenen Autobiographien, die Aufzeichnungen über Kindheiten im 18. und 19. Jahrhundert enthalten. Es enthält (nach einer lesenswerten Einleitung) 36 Ausschnitte aus unterschiedlichen Kindheitserinnerungen, gegliedert in zwei Teile (18. und 19. Jahrhundert) und geordnet nach bäuerlichen, kleinbürgerlichen, bürgerlichen, adeligen und (im 19. Jahrhundert) proletarischen Kindheiten.

Hufschmied viel besser beschlagen war, als die unwissenden Fuhrleute, die allen Unflath auf der Landstraße aufklaubten, um ihn zu Hause an den Mann zu bringen. Und was der Schmied nicht wußte, das wußten manchmal seine Schulkameraden und Nachbarn, die gewöhnlich ihre Feierabendstunden in unserem Haus bis in die späte Nacht hinein verplauderten. – Mit welcher Aufmerksamkeit hörte ich den Gesprächen dieser Leute zu, und wie leid that es mir und meinen Brüdern, wenn die Mutter uns zu Bett in die Oberkammer transportirte, aus Furcht, es dürfe wohl nicht jedes Wort für die Ohren der Kinder sich eignen!“

(*Anton Günther*: Eine Biographie von *Peter Knoodt*, Wien 1881, S. 13f.; bei *Hardach-Pinke*, S. 133f.)

Die Darstellung dieses Textes liegt besonders weit zurück und enthält eine Welt, die heute ganz und gar verschwunden ist. Der alte Handwerksberuf des Schmieds wurde im Verlauf der Industrialisierung zu einem Beruf der Industrie mit vielen Differenzierungen (vom Messer- und Kesselschmied bis zum Schlosser); die dörfliche Schmiede gibt es nur noch selten, und ausgestorben sind die Fuhrleute in einer Zeit der Autos und Überlandtransporte.

Ebenso Vergangenheit geworden ist die kommunikative Funktion der Schmiede als Treffort, als Ort des Austauschs von Bestellungen, als Informationsbörse mit Nachrichten nicht nur aus der näheren Umgebung. Die Neuigkeiten waren auch für Kinder interessant; es gab noch keine „Funktionsdifferenzierungen“ in Information, Unterhaltung, Bildung sowie Kinder-, Jugend- und Abendprogramme wie in unseren heutigen Massenmedien, und vor allem: Die Personen waren lebendig gegenwärtig, es war ein lebhafter Austausch von Meinungen, ein Kommen und Gehen, eine spontane nicht geplante „Programmverlängerung“ „bis in die späte Nacht hinein“. *Anton Günther*, 1783 in einem Dorf in der Nähe von Zwickau im nördlichen Böhmen geboren, war von früh auf eingeschlossen in den lebendigen sozialen Austausch, an dem teilzunehmen nicht zur Routine werden konnte. Wir müssen uns aber hüten, solche Ausschnitte zu idyllisieren. Von den zuhörenden Brüdern starben die meisten; von den drei letzten der sechs Kinder, die die Mutter geboren hatte, blieb keines über das vierte Jahr hinaus am Leben. Auch der kundige Schmied, der die Qualität von Neuigkeiten einschätzen und

überprüfen konnte (sein Sohn wird ihn deshalb sehr bewundert haben!), war nicht nur der im Zentrum sozialen Austauschs stehende Handwerker: *Günther* erzählt, der Vater „hatte gegen seinen Willen das Schmiedehandwerk ergreifen müssen und wäre lieber Orgelbauer oder Uhrmacher geworden. Auch hatte er Schwierigkeiten mit den Bauern, seinen Kunden, die im Wohlstand lebten, ihn aber nicht bezahlen wollten.“ (*Günther*, S. 11) Die Situationen der Vergangenheit, die zu verklären wir (auch in unserem eigenen Leben) leicht geneigt sind, enthalten Personen mit Lebensläufen und darin eingeschlossenen Hoffnungen und Enttäuschungen; sie ruhen auf ökonomischen Gegebenheiten, und bis ans 20. Jahrhundert heran stand der Kindertod stets nahe bei der Tür. Aber das *damalige* Kind, *Anton*, wußte davon wenig oder vergaß es doch, wenn es in der zur Straße offenen Schmiede saß: *Dann* jedenfalls waren die Sinne unbeschwert, offen für Neuigkeiten, Histörchen, Abenteuergeschichten oder auch die Politik der Zeit. Es gab keine professionellen Rechercheure und Berichterstatter; die *Glaubwürdigkeit* einer Nachricht lag in der Person, ihrem Verstand, ihrer Weltläufigkeit begründet. Geläufig als Stätten des Erzählens sind uns die Dorfbrunnen, die Wäschereien am Flusse, die Spinnstuben und andere Orte. Während es hier aber primär um Klatsch sowie Märchen und Phantasiegeschichten ging, war die Schmiede ein Ort, in den *Realien* einströmen konnten: Im Gewande der Erzählung erfuhr *Anton* ein Stück sozialer Wirklichkeit seiner Zeit. Welche aufwendigen pädagogischen Arrangements sind heute notwendig, um nur dies zu gewährleisten!

„Eine ordentliche Königsberger Familie legte sich also im Herbste ihre zehnh. zwanzig Scheffel Kartoffeln in den Keller. Einige Scheffel Obst wurden im Sommer geschält und aufgereiht und bei dem Bäcker getrocknet. Pflaumen- und Kirschmus im Hause gekocht. Von allen Gemüsearten wurde der nöthige Vorrath im Herbste für das ganze Jahr angeschafft, und in Beeten von grobem Sand, je nach ihrer Art in den Kellern untergebracht, was man Einkellern nannte. In gleicher Weise wurden ganze Fässer voll Sauerkohl und Gurken, Töpfe voll rother Rüben und marinirter Häringe eingemacht, der feintern Früchte und der für Krankheitsfällen nöthigen Gelees und Fruchtsäfte nicht erst zu gedenken. Selbst Kamillen, Hollunder und Kalmus, wurden für vorkommende Fälle im Sommer von den Kräuterleserinnen gekauft, und als Vorrath für den Winter aufbewahrt.

Aber das genügte noch nicht. Allwöchentlich wurde das Roggenbrod zu

Hause angeteigt, mußte zu Hause säuern und besonders bei dem Bäcker gebacken werden. Gab es einen Geburtstag oder ein Fest, so wurde der Kuchen im Hause gebacken. Die Milch kaufte man, wie sie von der Kuh kam, um selbst die Sahne abzuschöpfen, das Bier ließ man in Fässern kommen und füllte es selbst auf Flaschen. Wurst wurde, wenn man es haben konnte, wenigstens einmal im Jahre im Hause gemacht. Schinken und alle Pöckel- und Rauchfleischwaren galten für besser, wenn sie nicht vom Schlächter besorgt waren. Um sich vorteilhafter einzurichten, kaufte man je nach der Jahreszeit halbe Hämmel, halbe Kälber und halbe Schweine. Daß bei solchen Ansichten alles Federvieh im Hause gemästet, im Hause gerupft wurde, daß man die Federn sammelte und sie schleifen ließ, und daß also natürlich auch Alles was irgend möglich war im Hause gestrickt, genäht und geschneidert wurde, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Die Grille der Selbstfabrikation ging so weit, daß man die Töchter nicht nur im Schneidern und Putzmachen unterrichten ließ, was in so fern sehr vernünftig war, als es uns geschickt und unabhängig machte, sondern man ließ eine Zeit hindurch auch Schuhmacher in die Familien kommen, um das Schuhmachen zu lernen, um die Damen- und Kinderschuhe im Hause verfertigen zu können.

Wahr ist's, solch ein Haushalten im Großen und Ganzen hatte seine Reize. Es lag ein Vergnügen in dem weiten Voraussorgen, wenn man die Mittel hatte, ihm zu entsprechen.

Die gefüllten Speisekammern und Keller mit ihren Steintöpfen, Fässern, Kasten und Schiebladen, waren hübsch anzusehen. Das Backobst auf den Schnüren, der Majoran und die Zwiebeln verliehen, im Verein mit den Gewürzen, der Speisekammer einen prächtigen Duft, das aussprossende Gemüse in den Kellern roch vortrefflich. Man hatte ein Gefühl des Behagens, wenn nun alles beisammen war. Nun konnte der Winter in Gottes Name kommen! Der Besuch eines unerwarteten Gastes genirte auch nicht im Geringsten. Wie überall, wo man aus dem Vollen wirthschaftet, war man eher geneigt, einmal Etwas daraufgehen zu lassen; und für die Kinder gab es bei all dem Backen und Obsttrocknen, Einkellern, Einkochen und Wurstmachen, vielerlei Vergnügen, auf das man sich im Voraus freute. Die Männer bezahlten in vielen Fällen diese Art der Wirthschaft nur mit mehr Geld als nöthig, die Frauen mit einem Aufwande von Kraft, der oft weit über ihr Vermögen ging, und zu irgend einem nicht auf den Haushalt und die Familie bezüglichen Gedanken, blieb Denjenigen, die wir bei Allem selbst Hand anlegen mußten, wenn ihr Sinn nicht entschieden auf Höheres gerichtet war, kaum noch Zeit übrig. –

Daß nach diesen Angaben eine Königsberger Familie viel Raum haben mußte, daß Keller, Boden, Kammern und ein Hof unerläßlich, daß mehr Dienstboten dafür nöthig waren, versteht sich von selbst. Rechnet man nun noch die fanatische Reinlichkeit meiner Landsmänninnen dazu, für die es damals ein Dogma war, alle Zimmer wöchentlich einmal scheuern zu lassen, eine Gunst, welche den Fluren und Treppen zweimal in der Woche wiederfuhr; rechnet man dazu, daß die Spiegel und sogar die Fenster, so lange die Kälte dies bei den Letztern nicht unmöglich machte, wöchentlich geputzt, die Stuben jeden Morgen feucht aufgewischt, und nach dem Mittagessen, wo es thunlich war, noch einmal gekehrt und abgestaubt wurde, so entstanden mit dem nothwendigen Reinhalten der Küche, der Kammern und des vielen für alle diese Vorräthe nöthigen Geschirres, eine nicht endende Arbeit und Unruhe, und eine Atmosphäre feuchter Reinlichkeit, in welcher Orchideen

und Wasservögel, je nach der Jahreszeit, eigentlich besser an ihrem Platze gewesen wären, als wir Menschenkinder.“

(*Fanny Lewald*: Im Vaterhause, Bd. 1. 1. Teil, Berlin 1861, S. 38ff.; bei *Hardach-Pinke*: S. 304f.)

Die Szene ist hier das „ganze Haus“ einer „ordentlichen Königsberger Familie“, und die Erzählerin *Fanny Lewald* (eine bekannte Schriftstellerin des 19. Jahrhunderts) stammt aus einer anderen Sphäre als *Anton Günther*: Sie ist bürgerlich, städtisch. Neben solchen „soziologischen Indikatoren“ gibt es andere: Königsberg und Böhmen sind andere Regionen mit anderen Traditionen; die Schmiede ist primär eine Welt der Männer, die Vorratshaltung im Haus eine Aufgabe besonders der Frauen; der karge Alltag eines kleinbürgerlichen Schmieds steht gegen die Manie einer reichen und reichhaltigen Vorratswirtschaft. In einer Zeit plastikverpackter Nahrungsmittel fasziniert natürlich die Schilderung eines Haushalts, in dem fast alles „selbst gemacht“ wurde, „natürliche Produkte“ frisch verarbeitet sind. Weniger behaglich berührt schon die Reinigungswut, damals Zeichen bürgerlichen Wohlstands, heute eher zur Marotte kleinbürgerlicher Hausfrauen ohne außerhäuslichen Horizont degradiert. Einerseits: Welche Fülle von Reizen und Eindrücken konnte *Fanny* hier sammeln und verarbeiten – nicht nur im Zuschauen, sondern auch im Riechen, Schnuppern, im Probieren, im Planen und Sichfreuen auf „vielerlei Vergnügen“. Andererseits: „Denjenigen, die wir bei allem selbst Hand anlegen mußten“ blieb kaum „noch Zeit übrig“ für andere, nichtalltägliche Dinge – „wenn ihr Sinn nicht entschieden auf Höheres gerichtet war“. Hier spielt *Fanny* auf sich selbst an, die künftige Schriftstellerin: Bereits als Mädchen ging sie nicht auf in diesen hausfürsorgerischen Tätigkeiten; sie interessierte sich früh für schöne, aber unpraktische Dinge, für Genüsse geistiger Art. Auch dafür gab es Räume (vor allem den „Saal“ im ersten Stock, der „nur an Gesellschaftstagen geöffnet“ wurde. Hier war eine verwandelte Welt: „Am Plafont war eine Göttin, ich glaube eine Viktoria oder Fama in gelben Bronzefarben dargestellt (...) auf den Marmorplatten standen blaue Vasen mit Ansichten aus der sächsischen Schweiz, und in der Ecke eine Art

runder Etagère, deren Bretter, sie hatte ihrer drei in abnehmender Größe, zu drehen waren. Man nannte dies Möbel damals eine Servante, besetzte es mit schön gemalten Tassen und kleinen anderen Geräten (...) vor dem Sopha lag ein sehr großer englischer Teppich mit breiter Blumborte und dann umschloß dieser Saal noch zwei Prachtstücke: eine Tischdecke von grauem Kaschmier, auf der ein großes Hortensienbouquet mit schönen grünen Blättern in petit pont gestickt war, und ein kaum spannhohes rundes Tischchen von grauem Marmor, das auch auf der Servante stand und das, wenn man die geheime Feder drückte, sich aufthut und einen Nähapparat unter einem rosenduftigen, rosaseidenen Kissen enthielt. Hob man den Nähapparat heraus, so lag darunter auf dem Boden ein Blatt in Spiegelschrift geschrieben. Es standen darauf Verse aus dem Tasso ...“ (*Lewald*, S. 60ff.) In bürgerlichem Repräsentanzkitsch wehte für *Fanny* der Atem des Geistes: Noch ein Widerspruch! Natürlich kann man aus diesen Erfahrungen nicht *ableiten*, daß sie später einerseits eine Autorin vielgelesener Trivialromane wurde, sich andererseits gerade in diesen Romanen immer wieder für die Emanzipation der Frau einsetzte; dennoch mag diese gemischte Atmosphäre aus Hausputz, Hauswirtschaft, Salon und Verweisen auf Ästhetisches oder „Tieferes“ für das damals 6- bis 8jährige Kind nicht ohne Bedeutung gewesen sein. Für eine Frau machte *Fanny Lewald* im 19. Jahrhundert eine außergewöhnliche Karriere, und es ist keinesfalls auszuschließen, daß einige der Chancen auch in ihrem Elternhause lagen. Anders bei *Anton Günther*: Auch sein Weg vom Handwerkersohn zum Priester und katholischen Philosophen war ungewöhnlich; aber er läßt sich aus der häuslichen Szenerie nicht fortsetzen. Es waren Gönner, die dem begabten *Anton*, als er 13 Jahre alt war, in der Klosterschule Frei-Tisch und Unterkunft bezahlten und ihn damit in eine neue Welt einwiesen. Heute soll das Schulsystem jeden, unabhängig von seiner Herkunft, gemäß seinen Anlagen und Strebungen fördern; damals mußte eine *personale* Aufmerksamkeit geweckt werden. So unterschiedlich Organisationsformen und Bedingungen sind – die Schwierigkeiten des sozial benachteiligten Kindes sind trotz der Zeitdifferenz erstaunlich gleich geblieben.

Spiele

„Alle Tag dacht' ich dreymal ans Essen, und damit aus. Wenn mich der Vater nur mit langanhaltender oder strenger Arbeit verschonte, oder ich eine Weile davonlaufen konnte, so war mir alles recht. Im Sommer sprang ich in der Wiese und an den Bächen herum, riß Kräuter und Blumen ab, und machte Sträusse wie Besen; dann durch alles Gebüsch, den Vögeln nach, kletterte auf die Bäume und suchte Nester. Oder ich las ganze Haufen Schneckenhäuslein oder hübsche Stein zusammen. War ich dann müd', so setz' ich mich an die Sonne, und schnitzte zuerst Hagstecken, dann Vögel, und zuletzt gar Kühe; denen gab ich Namen. zäunt' ihnen eine Waid ein, baut' ihnen Ställe, und fütterte sie; verhandelte dann bald dies bald jenes Stück, und machte immer wieder schönere. Ein andermal richtete ich Oefen und Feuerherd auf, und kochte aus Sand und Lett einen saubren Brey. Im Winter wälzt' ich mich im Schnee herum, und rutschte bald in einer Scherbe von einem zerbrochenen Napf, bald auf dem blossen Hintern, die Gähnen hinunter. Das trieb ich dann alles so, wie's die Jahreszeit mitbrachte, bis mir der Vater durch die Finger pffiff, oder ich sonst merkte, daß es Zeit war. Noch hatt' ich keine Cameraden; doch wurd' ich in der Schule mit einem Buben bekannt, der oft zu mir kam, und mir allerhand Lappereyen um Geld anbot, weil er wußte, daß ich von Zeit zu Zeit einen halben Batzen zu Trinkgeld erhielt. Einst gab er mir ein Vogelnest in einem Mausloch zu kaufen. Ich sah täglich darnach. Aber eines Tages waren die Jungen fort; das verdroß mich mehr als wenn man dem Vater alle Küh gestohlen hätte. Ein andermal, an einem Sonntag, bracht' er Pulver mit – bisher kannt' ich diesen Höllensamen nicht – und lehrte mich Feuerteufel machen. Eines Abends hatt' ich den Einfall: Wenn ich auch schiessen könnte! Zu dem End' nahm ich eine alte eiserne Brunnröhre, verkleibte sie hinten mit Leim, und machte eine Zündpfanne auch von Leim: in diese that ich dann das Pulver, und legte brennenden Zunder daran. Da's nicht losgehen wollte, blies ich ... Puh: Mir Feuer und Leim alles ins Gesicht. Dieß geschah hinterm Haus; ich merkte wohl, daß ich was unrechtes that. Inzwischen kam meine Mutter, die den Klapf gehört hatte, herunter. Ich war elend bleißirt. Sie jammerte, und half mir hinauf. Auch der Vater hatte oben in der Waide die Flamm gesehen, weils fast Nacht war. Als er heimkam, mich im Bett antraf, und die Ursache vernahm, ward er grimmig böse. Aber sein Zorn stillte sich bald, als er mein verbranntes Gesicht erblickte. Ich litt grosse Schmerzen. Aber ich verbiß sie, weil ich sonst fürchtete, noch Schläge oben drein zu bekommen, und wußte daß ich solche vedient hätte. Doch mein Vater empfand wohl, daß ich Schläge genug habe. Vierzehn Tage sah' ich keinen Stich; an den Augen hatt' ich kein Häärlein mehr. Man hatte grosse Sorgen wegen dem Gesicht. Endlich ward's doch allmählig und von Tag zu Tag besser. Jetzt, sobald ich vollkommen hergestellt war, machte der Vater es mit mir, wie Pharao mit den Isaraeliten, ließ mich tüchtig arbeiten, und dachte: So würden mir die Possen am besten vergehen. Er hatte Recht. Aber damals konnt' ich's nicht einsehen, und hielt ihn für einen Tyrann, wenn er mich so des Morgens früh aus dem Schlaf nahm, und an das Werk musterte. Ich meinte, das wär' eben nicht nöthig; die Kühe gäben ja die Milch von sich selber.“

(Ulrich Bräker: Der arme Mann in Tockenburg, München 1789, S. 24ff.; bei Hardach-Pinke: S. 83ff.)

Ulrich Bräker, 1735 in Tockenburg (Schweiz) als erstes Kind eines Kleinbauern und Salpetersieders geboren, stammte aus armen Verhältnissen. Seine Bildung erwarb er sich autodidaktisch; später war er Baumwollgarnhändler; seine Biographie gehört nicht zuletzt wegen der Frische und Anschaulichkeit der Erzählung zu den bekanntesten des 18. Jahrhunderts. Der 6- bis 8jährige Knabe denkt nur ans Spielen (und „dreimal ans Essen“!), aber welche reichhaltige Palette von Möglichkeiten bot ihm auch die ländliche Welt, in der er aufwuchs! In der Wiese und an den Bächen herumspringen, auf Bäume klettern und Nester suchen, Schnecken sammeln, schnitzen, basteln und bauen – und im Winter rutschte er „bald in einer Scherbe von einem zerbrochenen Napf, bald auf dem bloßen Hintern“ bergab. Freundschaften bestehen im Tauschen und Dumme-streichemachen. Die Überbehütung heutiger Kindheit gab es nicht, das Spiel mit dem selbstgemachten Pulver zeigt es. Spielen barg Risiken, und das war selbstverständlich. Die Eltern traten gleichsam nur als Rahmen in Erscheinung. „Bis mir der Vater durch die Finger pfiiff“ (auch heute werden Kinder von der Straße gerufen – wenn man sich nicht auf eine Uhrzeit einigt, die sie an der Armbanduhr ablesen können); und in Notfällen sind sie zur Stelle (wenn auch zunächst bedrohlich, jedenfalls der Vater – wie immer). Die pädagogischen Maßnahmen sind einfach: Gegen gefährliche „Possen“ hilft am besten Arbeit; wie viele bäuerliche Kinder wurde auch *Ulrich Bräker* Geißbube (mit etwa 8 Jahren). – *Bräkers* Erzählung berührt (und das wird uns mit anderen Geschichten immer wieder ähnlich gehen) teils befremdlich und fern, teils bekannt und vertraut. Fremd ist die dingliche Anspruchslosigkeit der Spiele und ihre Wildheit; vertraut die Entdeckungslust des Jungen (Mädchen würden ähnliche Geschichten kaum erzählen!) und sein distanziert-hinnehmendes Verhältnis zu den Eltern. Kindheiten gehen mit den Zeiten; manchmal bleiben sie aber auch in alten Verhältnissen stehen.

„Unsere Haupttummelplätze waren die nächste Umgebung des Domes, das alte Reichskammergerichtsgebäude, dessen große Räume jahrelang als Lagerplätze einem Gastwirt dienten die große Burgruine Kalsmunt vor der Stadt, die Felsenpartien an der Garbenheimer Chaussee – der Ort Garbenheim besitzt ebenfalls Erinnerungen an Goethe –, auf deren Felsplatten wir

unsere Festungen errichteten, die alte Stadtmauer und vor allem die auf einem Hochplateau gelegene Garbenheimer Warte, von der aus wir im Herbst unsere Raubzüge in die Kartoffelfelder unternahmen, um Kartoffeln zum Braten zu holen. Eines Tages mußten wir dafür eine mehrstündige Belagerung durch eine Bauernfamilie aushalten die wir aber siegreich abschlugen. Die Streifereien durch Wald und Flur, namentlich während der Ferien, waren zahllos.

Auch war das Obststrippen, wie wir es nannten, eine Lieblingsbeschäftigung im Sommer und Herbst, denn die Umgebung Wetzlars ist sehr obstreich. Die Lahn, ein ganz respektabler Fluß, gab im Sommer die gewünschte Badegelegenheit und im Winter die Möglichkeit zum Schlittschuhsport. Bei einer solchen Gelegenheit passierte es, daß mein Bruder hart neben mir in ein leicht zugefrorenes Loch einbrach und unzweifelhaft unter das Eis geraten und ertrunken wäre, breitete er nicht unwillkürlich die Arme aus, die ihn oben hielten. Ein Kamerad und ich zogen ihn aus dem Wasser und brachten ihn auf eine Felsplatte an der Garbenheimer Chaussee. Hier mußte er sich entkleiden wir borgten ihm einzelne Kleidungsstücke von uns und rangen dann seine Kleider aus, die wir in der ungewöhnlich warmen Februarsonne trockneten. Die Mutter erfuhr erst nach Monaten den Unfall ihres Zweiten, was dadurch ermöglicht wurde, daß wir unsere Kleider selbst reinigten, auch, so gut es ging, selbst flickten, um die Risse dem Auge der Mutter zu verbergen.“

(*August Bebel: Aus meinem Leben, Stuttgart 1910, Bd. 1, S. 2ff.; bei Hardach-Pinke: S. 277*)

Der Sozialdemokrat *August Bebel*, geboren 1840, verlebte seine Kinderzeit in Wetzlar – ziemlich genau 100 Jahre trennen seine Kindheit von der *Bräkers*. Dennoch: Die Offenheit der kleinen Stadt zum Lande hin öffnet auch ihm den Raum weit für vielfältige Abenteuer, „Raubzüge“; für Baden, Schlittschuhlaufen und eine Vielfalt anderer Betätigungen. Auch die Risiken sind gleich geblieben, wie die Geschichte vom Bruder zeigt, der ins Eis einbrach und fast ertrunken wäre. Der elterliche Eingriff wird hier durch Geheimhaltungsmaßnahmen vermieden. Darauf hinzuweisen ist, daß die geschilderten Spiele nur ein Bruchstück der Kinderwelt *Bebels* sind: Die häusliche Not, die die Mutter zwang, kleine Parzellen ererbten Landes zu verkaufen und zu nähren, bis sie an Schwindsucht starb; die Verantwortung *Augusts* als Ältester für Geschwister und Alltag in der Familie – all dies kommt an dieser Stelle nicht zur Sprache. *Bebel* besuchte zunächst die Armenschule Wetzlars, bis er in „damals eine ganz vortreffliche“ Volksschule überwiesen wurde. – Ich könnte mir denken, daß vor allem Jungen, die auf dem Lande aufwachsen, heute noch

ähnliche Geschichten erzählen können – allerdings werden es weniger sein, und die Abenteuer werden *auch* zu tun haben mit Autobahnen und Straßenverkehr, mit Mitgenommenwerden (noch zur Zeit *Bebels* wurden Fuhrwerke vorwiegend zu praktischen Zwecken gebraucht, und es war wenig Platz für müßige Mitfahrer) und, vor allem im Winter, mit Fernsehen in der Stube.

„Balkone sind diese Beischläge nicht, eher möchte ich geräumige, ziemlich breite Terrassen sie nennen, die, mit großen Steinplatten belegt, längs der Fronte des Hauses sich hinziehen, zu denen einige breite bequeme Stufen hinaufführen und die straßenwärts mit steinernen Brustwehren versehen sind.

Zwischen den aneinander stoßenden Beischlägen der zunächst benachbarten Häuser bilden vier bis fünf Fuß hohe Mauern die Grenze; blecherne Röhren führen der auf derselben ruhenden steinernen Rinne das Regenwasser von den Dächern zu, die diese durch den Rachen kolossaler, zuweilen recht kunstreich in Stein gehauener Wallfische oder Delphinköpfe wieder ausströmen läßt ...

Und welch' einen Spielplatz bot in meiner Jugend der Beischlag den Kindern! so sicher so bequem! Dicht unter den Augen der oben am Fenster nähernden und strickenden Mutter, die zuweilen es nicht verschmähte, mitten unter ihnen des milden Abends zu genießen. Bei leidlichem Wetter brachten wir mit unsern Gespielen alle unsere Freistunden in diesem Asyl zu, das noch den unschätzbaren Vorzug besaß, daß wir unsers lärmenden Treibens wegen weniger gescholten wurden, weil es hier bei weitem nicht so lästig wurde, als im Hause selbst.“

(*Johanna Schopenhauer*: Jugendleben und Wanderbilder, in: *Gedansia*. Beiträge zur Geschichte Danzigs, Bd. III, Danzig 1884, S. 16; bei *Hardach-Pinke*: S. 170)

Von Wetzlar nach Danzig, aus dem 18. ins 19. Jahrhundert (*Johanna Schopenhauer*, die Mutter des Philosophen, wurde 1766 geboren, verlebte ihre Kinderzeit in Danzig und wurde eine zu ihrer Zeit anerkannte Schriftstellerin), vor allem: von der Jungen- in die Mädchenwelt. Beschrieben werden auch Leben und Treiben im Hafen und in der Stadt; aber als Spielplatz kamen diese Orte weniger in Frage. Mädchen blieben eben „beim Haus“, dort, wo es „so sicher, so bequem“ war, die Aufsicht „der oben am Fenster nähernden und strickenden Mutter“ gewährleistet und ein Risiko für Leib und Leben fast ausgeschlossen. Die „Beischläge“, typisch für die Architektur Danzigs, geben zwar eine begrenzte Freiheit des „Draußen-

seins“ (die Kinder konnten hier auch lauter sein als im Hause selbst), aber die Straße und das freie Feld bleiben den Jungen vorbehalten; die sinnigeren Mädchenspiele passen nicht dort hin.

„Eines dieser großen Kinderzirkel erinnere ich mich mit besonderem Entzücken. Es mag wohl am 27. Januar 1797 gewesen sein. Meine Gouvernante, Fräulein Randahl, hatte ein vortreffliches Mahl in meiner Küche bereitet, die ich zu Weihnachten erhalten hatte und die so groß war, daß ich, die ich ein sehr großes Kind war, aufrecht darin stehen konnte. Zwei Tage hatte die gute sachkundige Randahl gekocht, gebraten und auch das Amt eines Konditors versehen wobei Charlotte und ich ihr helfen durften. Endlich als dieses herrliche Souper im unteren Saal auf einer, wie mir schien, unabsehbar langen, aber niedrigen gedeckten und servierten Tafel aufgetragen war, da fühlte ich mich überglücklich. An beiden Enden der Tafel machten Charlotte und ich die Honneurs und legten vor; den verdünnten und versüßten Wein kredenzte uns der herrliche Großvater Bernstorff. Ich sehe den großen, edlen, schönen Greis, wie er mit so freundlichem Vergnügen unsere Tafel umkreist, nach manchem der Gerichte fragt, Einiges kostet und unsere wirthschaftliche Geschicklichkeit rühmt; ich höre seine sonore Stimme, mit der er, eines unserer kleinen Gläser ergreifend, Gesundheiten ausbringt, die der ganzen Tischgesellschaft, die des Geburtstagskinds, die des väterlichen Hauses. Ach der letzte Wunsch ging nicht in Erfüllung, da dieses liebe Haus bald darauf aufgelöst ward.“

(Gräfin Elise von Bernstorff: Ein Bild aus der Zeit von 1789 bis 1835. Aus ihren Aufzeichnungen. Berlin 1897, S. 6; bei *Hardach-Pinke*: S. 191)

Elise ist fast ein Vierteljahrhundert jünger als *Johanna* und wuchs als Kind auf in Kopenhagen. Auch sie lebt in einer Mädchenwelt, aber als Mitglied des Adels hat sie andere Spielmöglichkeiten (und -einschränkungen!) als ihre Geschlechtsgenossin. Die Kinder wurden von Bonnen, später Gouvernanten betreut und aufgezogen und nur selten aus der Aufsicht entlassen. Erwachsene waren meist zugegen, und in gewisser Weise entsprach dies dem Stand: Sollte das Kind doch von früh auf lernen, sich zu benehmen und die adlige Herkunft, Respekt und Renommé der Familie zu repräsentieren. Wesentlich ist entsprechend der *Gestus* (Kleidung, Sich-darstellen) und das Imitieren von Szenen, in denen die adligen Kinder später auch als Erwachsene agieren mußten: *Elise* bereitet ein „herrliches Souper“ vor, macht mit ihrer Schwester „die Honneurs“, freut sich am Mitspielen des Großvaters, der, ganz wie es sich gehört, „Gesundheiten ausbringt“. So

mischt sich früh das Zeremoniell in die Kinderspiele, die vorwiegend unter Aufsicht stattfinden und, wenn möglich, den adligen Familienstolz bekräftigen. Im Spiel klingt, wenn auch abgeschwächt, das Ritual des Höfischen nach: Nicht das Nachgeben auf spontane Impulse ist gefragt, sondern das spielerische Erwerben von Traditionen der Repräsentation (die freilich nicht mehr den Hintergrund von Macht und Landbesitz hatte). Diese Art Kinderwelt gibt es heute nicht mehr; Teile von ihr wurden transformiert wieder aufgenommen im reichen Bürgertum, das sich bemühte, ebenfalls Traditionen zu erwerben (vgl. *Thomas Manns Buddenbrooks*).

Arbeiten

„Man gewöhnte sich so zu der bestimmten Arbeit, daß von Seiten der Aeltern kein Zwang, keine Drohung, kein Schelten nöthig war. Es bedurfte oft nur eines Winkes, um jedes Kind unverdrossen bei seiner Arbeit zu sehen. Es hatte auch noch die gute Folge, daß man die höhere Classe von Arbeiten als ehrenvolle Auszeichnung ansah, und sich auf das folgende Jahr, da man höher stieg, freute. Ich wenigstens erinnere mich noch genau, wie sehr mich diese Art von Ehrgeiz belebte. Ich konnte oft die bestimmte Zeit nicht erwarten, da gewisse Arbeiten an mich kamen. So bat ich einst meinen Vater dringend, mir, da ich damals kaum acht Jahre alt war, zu erlauben, daß ich bei der Ernte mit meinen ältern Geschwistern das Getreide abschneiden dürfte. Als es mir erlaubt wurde, ging ich mit Freuden auf einen Gerstenacker, um mit denselben die Arbeit des Schneidens vorzunehmen. Ich wollte dabei meiner Schwester, die drei Jahre älter war, als ich, übertreffen, und schnitt daher so eifertig, daß mir die Sichel in die Spitze des kleinen Fingers der linken Hand fuhr und einen Theil davon abnahm. Nun wurde mir das Getreideschneiden verboten, bis nach der gemachten Eintheilung die Ordnung an mich kommen würde. Aber eine andere Art von Arbeit, zu der ich mich auch zu frühe gedrängt hatte, wurde mir nicht abgenommen: und das war das Dreschen. Da ich schon mit dem sechsten Jahre anfang, Musik zu lernen, so ergötzte mich vorzüglich der genaue Tact, der beim Dreschen beobachtet wird. Ich wollte daher versuchen, ob ich den Tact bei diesem Geschäfte auch treffen könnte. Ich bat daher meinen Vater um die Erlaubnis, mit dreschen zu dürfen. Als es mir erlaubt wurde, so fand ich mich gleich in den nöthigen Tact, der nach der Anzahl der Dreschenden verschieden ist. Das gefiel mir eine Zeitlang sehr; aber endlich wollte ich doch wieder austreten, was mir aber nicht gestattet wurde. Ich mußte sogar zu Nacht mit aufstehen und an dieser Arbeit Theil nehmen, ob ich gleich kaum acht Jahre alt war.“

(*Johann Baptist Schads* Lebensgeschichte, von ihm selbst beschrieben. Altenburg 1828, S. 9f.; bei *Hardach-Pinke*: S. 90)

Johann Baptist Schad, später Professor der Philosophie, war 1758 in Münzbach, einem Dorf in der Nähe von Würzburg,

geboren worden, seine „Aeltern trieben Ackerbau, Bäckerei und Schänkwirtschaft“. In diesem und in beiden folgenden Texten kommt zur Sprache was für *alle* Kindheiten im 18. und 19. Jahrhundert galt: Mithilfe im Haushalt, aber auch bei der Erwerbsarbeit war früh selbstverständlich und wurde von allen Kindern erwartet. Diese Kinderarbeit durchweg „Ausbeutung“ zu nennen ist deshalb problematisch, weil sie in vielerlei Formen erfolgte. *Schad* und seine Geschwister arbeiteten mit in der vom Vater erstellten „Ordnung des Hauswesens“, und sie hatten sogar Freude daran, ja *Schad* setzt seinen Ehrgeiz darein, Tätigkeiten auszuführen (bei der Ernte mit der Sichel arbeiten; im Takt dreschen), die eigentlich noch nicht „an der Reihe“ waren. Vor allem: Die Arbeit fand sozusagen für die Sicherung des *eigenen* Lebensunterhalts im *eigenen* Hause statt. Interessant ist, daß die Schwestern mitarbeiten mußten, auch auf dem Felde. Erklärlich ist dies leicht: Das gute Wetter im Sommer mußte für die Ernte ausgenutzt werden, und auch das schnelle Ausdreschen des Korns war wichtig, damit es nicht in der Feuchtigkeit stockte und so an Wert verlor. Daß dabei jeder mithalf, war damals selbstverständlich – und auch notwendig – zur Sicherung des Unterhalts und zur *Absicherung* vor Verlust von Grundstücken und Besitz.

„Ich wuchs auf, wie Handwerkskinder in kleinen Ackerstädtchen aufwachsen. So weit es der regelmäßige Schulbesuch erlaubte, auf den entschieden gehalten wurde, auch ehe es feststand, daß ich studieren sollte, nahm ich Theil an allen Garten- und Feldarbeiten; und mußte auch zu Zeiten beim Handwerk etwas helfen, indem ich alte Kleider, die gewandt werden sollten, aufrennte (die Nähte zerschnitt). Dabei gab es oft Schelte, wenn ich in das Zeug hineingeschnitten oder nicht sorgsam genug die Fäden ausgezogen hatte. Das Leben in Feld und Garten gefiel mir besser, als die Beschäftigung mit alten Kleidern. So ein Mahl im Freien zu Mittag Milchreis mit Schlackwurst, gehörte zu den Hauptgenüssen; auch ein gewöhnlicher Trunk im Freien, vor Allem aber, wenn es Meth war, schmeckte köstlich, zumal wenn wir dabei unter Kiefern oder Weiden neben den Aeckern lagerten. Auf dem leeren Erntewagen zwischen den Leitersprossen sitzend auf's Feld fahren oder oben auf dem Heuwagen kauernd vor den Stall fahren und vom Wagen aus gleich auf den Heuboden klettern, aus dem Garten Mohrrüben und Schoten mitholen und gelegentlich sich daran erquicken, das sind einfache liebe Jugenderinnerungen.

[...] Es gab aber auch einige leidige Arbeiten für mich. Im Herbste waren die Bohnenstangen von ihren Ranken zu befreien, wobei schon die Kälte, auch zu Zeiten etwas Schnee eintrat. Kohlstrünke waren in derselben Zeit zu hacken, womit das Rindvieh gefüttert ward. Diese aber waren gewöhnlich